

Verdichten, verzichten und gut leben

Ein biografisches Capriccio zur Verdichtung der Schön- und der Gebrauchsschweiz für das Forum Universität und Gesellschaft der Uni Bern, 14. August 2019.

Von Köbi Gantenbein

Am 25. Februar 1956 kam in Samedan im Oberengadin ein Büblein zur Welt: ich. Und schon bald trugen mich meine Eltern in ihre Wohnung an der Bahnhofstrasse, wo die Eisenbahner zu Hause sind. Wie zu einem Zug waren die Häuser aufgereiht. Zuvorderst als Lokomotive eine malerische Villa, das Haus des Bahnmeisters. An sie angebunden je vier Stockwerke hoch fünf Wagen, hellbraungrau verputzt unter breiten, mächtigen Dächern die Arbeiterhäuser. Im hintersten unter dem Dach war meine erste Wohnung. Eine knarrende Holztreppe führte zu ihr hinauf; auf jeder Etage wohnten zwei Familien, sie hiessen Manatschal, Caflisch, Platz, Derungs und Muggli. Die Wohnung von Lydia, Hitsch und mir hatte drei Zimmer und eine Küche. Es gab kein Badezimmer, keinen Kühlschrank, ein Holzöfchen in der Stube und Kühle in den zwei Schlafzimmern. Bald war Daniel, mein Bruder, auch bei uns. Und wir lebten glücklich und fidel auf 57 Quadratmetern. Die Familie des Bahnmeisters wohnte auf zwei Stockwerken, ihr Haus stand frei in einem kleinen Garten hinter einer Mauer. Sie waren auch zu viert, hatten aber 157 Quadratmeter zur Verfügung.



Familie Gantenbein in Samedan. Alle Bilder: © Köbi Gantenbein

Als Bub besuchte ich mit meinem Freund Reto seinen Onkel in Zürich. Herr Keller war Direktor einer Heizkörper-Fabrik. Er wohnte mit seiner Frau in Zollikon am Rand der Stadt. Hier war Retos Mutter mit ihrem Bruder aufgewachsen. Mäuerlein an der Strasse,

Tor, gepflasterter Zugang, links und rechts Büsche, Treppe, Vorplatz, Türe, Entree, Salon – das ganze Programm der Villa samt einem auf den See blickenden Pärkli. Onkel Kellers Familie war auch zu viert, wie wir und Bahnmeisters in Samedan, im Garten lebten sie auf einer Fläche, so gross wie ein Fussballplatz, im Haus hatten sie 600 Quadratmeter zur Verfügung, dreifach übereinander geschachtelt.

1960 betrug der durchschnittliche Wohnflächenbedarf pro Kopf von den Kleinsten bis zu den steinalten Leuten 30 Quadratmeter pro Kopf – Gantenbeins in Samedan waren erheblich darunter, Bahnmeisters über dem Schnitt. Die Familie Keller schlug weit oder sehr weit oben aus – je nachdem, ob mit oder ohne Pärkli gerechnet. Vreni, die Magd, hatte im Dachgeschoss nur 20 Quadratmeter zur Verfügung.

Das bringt mich zum ersten Zwischenhalt. Wer Verdichtung sagt, muss die soziale Frage stellen. Wie ist Dichte verteilt? Die Bewohnerinnen und Bewohner der Schweiz beanspruchen in ganz unterschiedlichem Mass Raum. Wenn wir von einem Wachstum der Bevölkerung ausgehen, dank wieder mehr Kindern, die bei uns zur Welt kommen, dank Leuten, die aus der Fremde zu uns ziehen, um hier ihr Glück zu finden, und dank Leuten, die länger leben als je in der Geschichte der Menschheit – wenn wir also von solchen lebensfrohen, lebensfördernden und also guten Entwicklungen ausgehen, werden wir mit planerischen und technischen Erfindungen allein nicht auskommen, wenn wir Verdichtung sagen. Nicht wegen sozialistischer Grundsätze, sondern aus ganz praktischen Gründen müssen wir ans Umverteilen denken, wenn guter Platz für alle werden soll. Und wir müssen denen, die überdurchschnittlich Raum beanspruchen, diesen Überfluss zum Verleiden bringen. Ihnen sagen, dass das nicht schick sei und klima-, landschafts- und schweizschädlich. Oder rabiat werden, wie Franz Weber mit uns im Gebirge rabiat war: Fertig lustig nun mit Ferienwohnungen bauen, setzte er durch. Fertig lustig also nun mit Raum ungleich brauchen, könnten wir fordern. Und ich bin sicher, dass das dem Lebensglück keinen Abbruch tut. Denn die Familie Gantenbein hatte mit ihren 57 Quadratmetern eine glückliche Zeit in Samedan. Sind wir nicht nostalgisch, sondern gegenwärtig, so finde ich 30 Quadratmeter pro Person angemessen, nicht als Durchschnitt aber, sondern als Höchstmass. Es ist eine politische Aufgabe – keine architektonische oder raumplanerische –, dieses Mass zum Mass für alle zu machen.

Bei der RhB mussten die jungen Lokiführer aus dem Prättigau die ersten Jahre im Engadin arbeiten, denn in Samedan gab es ein Depot, im Engadin aber zu wenig Lokiführer und Kondukteure. Doch meine Eltern wollten zurück an den Alpenfuss, wo die Sommer länger sind. Auch lebte ja die grosse Familie im Prättigau, wo man ünschi Sprach spricht und nicht Romanisch. Also zügelten wir. Ich nahm nicht nur von meinen Freundinnen Silvali Muggli, Emmarita Manatschal und Ursali Zanoni Abschied, sondern auch von einer Wohnform – dem Mehrfamilienhaus und den 19 Quadratmetern pro Person. Für meine jungen, aufstrebenden Eltern war klar, dass sie bald in einem eigenen Haus mit Garten und Kirschbaum leben würden.



Köbi Gantenbein als Schuljunge in Malans

Meine zweite Wohnung im Malanser Einfamilienhaus ist typisch für den Wachstumsschub, der die Dörfer seit den 1960er-Jahren formt. Der Schub ist die Flucht aus der Dichte. Andersherum: Das gesellschaftliche Modell setzt auf mehr Konsum von allem – von Orangen bis zum Auto, vom Ferienvergnügen bis zum Raumannspruch. Das galt auch für das Lebensmodell der Arbeiterschaft, zu der sich mein Vater bewusst und stolz sein Leben lang zählte. Stritt ich später mit ihm, dass wir die Kellers in Zollikon und anderswo enteignen, ihre Parks und Gärten sozialisieren müssten, so sagte er mir: «Falsch – wir müssen schauen, dass wir zu unserer Sache kommen, Kellers können ihre behalten. Du wirst einen guten Beruf lernen und dann wirst du erreichen, was sich gehört.» Und was sich gehört, hiess ein auf kleinbürgerlich-sozialdemokratischen Wohlstand eingerichteter Direktorenstand.

Die Raumplaner, Gemeindepräsidenten und Baumeister schieden dafür um die alten Siedlungskerne Terrains aus, auf denen meine Eltern und ihresgleichen Einfamilienhäuser mit Vorgärten in einen Speckgürtel um die Dörfer legten. Stramm geordnet wie im Militär steht ein Grundstück neben dem andern Spalier und bestimmt Variablen der Architektur wie Ausrichtung, Platzierung, Umschwung und Volumen und natürlich Garage samt Einfahrt. Denn in den 1970er-Jahren erhielt auch die Familie Gantenbein einen roten VW Käfer, obschon wir dank Lokiführer Hitsch mit einem Drittel des Bilettpreises Zug fahren konnten. Auf einer so geplanten Parzelle in Malans stand bald darauf das Einfamilienhaus mit meiner zweiten Wohnung.

Meine neue Lebensform brauchte fürs Wohnen 180 Quadratmeter ohne Garten, mit grossem Garten eine Are – meine Eltern waren Gärtner, meine Mutter ist noch immer eine begeisterte Gärtnerin. Und fürs Rasenmähen hatten wir ja mich. So stiegen auch wir in die Schweiz der Entdichter ein. Und den Platz, den der rote VW Käfer mit Strassen, Brücken, Parkplätzen, Schneepflug-Garagen und so weiter beanspruchte, schlage

ich zum Allgemeinverbrauchsgut, obschon ich ihn ja dem Familien- und dem Pro-Kopf-Verbrauch zurechnen müsste. Mit kleinen Buchhaltungstricks gibt das dennoch 60 Quadratmeter pro Gantenbein, auch wenn ich nun durch fünf teile – inzwischen war meine Mutter mit Susann unter dem Arm vom Storch heimgekommen.

Gegen das fünfzig Jahre vorab im ländlichen Raum eingeübte, entdichtete Wohnen für die Zersiedelung steht seit ein paar Jahren das Postulat der Verdichtung. Es ist vernünftig, richtig und nötig. Selbstverständlich. Und wir haben ihm ja mit über 60 Prozent an der Urne zugestimmt. Und wir glauben ihm dennoch nicht so recht. Das ist so, weil die Raumplanung vielen Menschen abstrakt ist, sie lässt sie gleichgültig, wenn sie nichts mit ihr zu tun haben, und sie macht sie wütend, wenn sie Bestände, Bilder und Gewohnheiten antastet. Und gilt es ernst, so rufen die Besitzer «Eigentum» und «freie Sicht in die Landschaft»; und die nichts besitzen, denken an die Zeit, wo sie besitzen werden, und rufen noch lauter «Eigentum».

Mächtig wirken die Bilder in den Köpfen, die Prägungen, die frühkindlichen und die späteren. Diese Bilder sind für meine Generation aufs Immer-mehr eingerichtet worden. Immer mehr essen, immer mehr Energie, immer mehr Raum und auch immer mehr Genuss von Wohlleben und von Komfort. Wohl keiner Generation in der Geschichte der Menschen ging es materiell so gut wie meiner – auch wenn ich mit dem Plural vorsichtig sein will, weil ich weiss, dass nicht alle meiner Klassenkamerädi es so gut preichten wie ich. Zu schweigen von meinen Jahrgängern anderswo in der Welt. Meine Generation wird denn auch seit ein paar Jahren mit Gegenbildern bestürmt. Ohne Ende. Mit schlechtem Gewissen schauen wir Greta Thunberg zu, wenn sie den Mutsch macht und den Zopf schüttelt. Die Kritik an der Entdichtung der Generation von Hitsch, Lydia und mir fällt leicht, die Entdichtung in die Verdichtung zu verwandeln, fällt schwer. Immerhin setzen die Marktwirtschaft und die Finanzkontrolle der Einfamilienhaus-Entdichtung zu: Dessen Grund und Bau ist so teuer geworden, dass die Hypothekengeber für ein bescheidenes Anwesen 180 000 Franken Jahreslohn fordern müssen.

So komme ich zum dritten Zwischenhalt. Wir haben das Verdichten politisch beschlossen, wir wissen aber noch nicht recht, wie es lebenspraktisch gutgehen soll. Ich schlage ein paar Lernfelder vor:

Lernen wir von den alten Ortskernen. Sie sind dicht, schön, beliebt für Postkartenfotografieren. Sie sind schön wegen der grossen Vielfalt an Volumen, den Aussen- und Strassenräumen und dem menschlichen Massstab. Die Art, wie hohe Dichte im Kern schön gemacht worden ist, soll die Täter, die Planer, Architektinnen, Baugesetzschreiber und Bauherren anregen – und sie soll Vorbild sein für uns, ihre Kunden. Dieses Lernen ist anspruchsvoll, denn die Ortskerne haben die Bauerngesellschaften einst für ihren Gebrauch gebaut, wir müssen sie für unseren Gebrauch bauen. Nirgendwo missrät Architektur so wie in der Kopie der Idylle.

Doch Obacht – es ist doppelt verzwick, denn die alten Dorfkerne sind wohl dicht bebaut, oft mit Volumen dreimal so gross wie die Häuser im Speckgürtel des Dorfes. Aber sie sind nicht dicht belebt. Das sieht man gut, wenn das alte Mütterlein auf dem Bänkli sitzt vor dem Haus und auf die andere Seite schaut, wo sich der Herr Advokat in einem alten Haus stilbewusst eingerichtet hat, nachdem er vor seiner Familie in der Stadt geflohen ist.

Doch noch einmal Obacht – alte Dorfkerne verdichten und beleben ist politisch und architektonisch anspruchsvoll. Aus Ställen werden Wohnungen, aus Baumgärten Baugrundstücke. Wie schnell aber ist da die Schönheit auf immer zerstört! Die Schweiz hat ein Werkzeug für den sorgsamsten Umgang mit Dörfern. Es heisst ISOS und ist das Inventar schützenswerter Ortsbilder. Die Meisterschaft der Verdichter zeigt sich im Umgang mit diesem Gelände. Zu wenige sind Meister. Und die Parlamentarier der Verdichtungsprofiteure in der Bundesversammlung sind darum zurzeit daran, dem ISOS Schwung und Kraft zu nehmen. Sie wollen bauen, nicht nachdenken. Dem müssen wir uns entgegenstellen – das ISOS ist zu stärken, nicht zu schleifen.

Schliesslich – es ist nicht jeder Ort gut, verdichtet zu werden. Anstatt einen Dorfkern zu ruinieren, kann es viel sinnvoller sein, Lidl, Aldi, Gewerbler und Bauern daran zu gewöhnen, dass auch sie auf mehreren Stockwerken wirtschaften sollen, denn vor der Verdichtungsfreude konnten sich die Gewerbler, Fabrikanten und Bauern bis heute still und leise ducken.



IGLUs auf dem Balkon

Ich lebte zwölf glückliche Jahre in meiner zweiten Wohnung im Einfamilienhaus in Malans. Nach dem Gymnasium begann ich, bei der «Bündner Zeitung» zu arbeiten. Deren Chefredaktor Hanspeter Lebrument spedierte mich nach drei Jahren ins Unterland, weil ich etwas werden sollte an der Universität – ich wollte das zuerst nicht, denn ich sah

mich als ehrwürdigen Redaktor mit einer Stelle und hatte schon ein Auge auf ein diesem Stande angemessenes Haus geworfen, wo ich einen Baum pflanzen und Kinder zeugen würde, so wie es sich gehört. Es wurde dann nichts daraus, und ich zügelte nach Zürich, studierte Soziologie und Historiker und arbeitete als Reporter beim Radio. Wie so viele meiner Generation lebte ich in Wohngemeinschaften – mit Folgen: Ich stieg in den IGLU ein, gut zwanzig Leute bauten aus einer Lotterhütte ihr Haus in der Stadt. Es wurde nach ein paar Absteigen mein drittes Heim – ein viele Jahre währendes Abenteuer. Ich lebte dicht wie seinerzeit in der Lokiführer-Wohnung mit meiner Luci in unseren zwei Zimmern und der Wohnküche, aber wir schufen im Iglu um vier kleine und zwei grosse Wohnungen ein Netz von Räumen, um die Dichte lustvoll zu machen. Wohnräume im und um das Haus – einen Gemeinschaftsraum zum Kochen und Essen, je nachdem, einen formidablen kollektiven Weinkeller, eine Fernsehstube, eine kleine Kletteranlage fürs Klimmzüge-Üben im Keller. Dann Räume in der Stadt – das Haus sah sich als Teil der Renaissance von Zürich in den 1980er-Jahren mit Strassenprotest, illegalen Bars, Eroberung des politischen Raums. Dieses Durchflechten von Privat, Halbprivat und Öffentlich ist das Trainingslager fürs gute Verdichten auch von morgen.

So komme ich zum vierten Zwischenhalt. Schau ich auf die letzten dreissig Jahre, so bin ich zuversichtlich, denn eine bunte und vielfältige Szene ist entstanden, die über ihrem Stammtisch den Spruch hängen hat: «Lieber gemeinsam nutzen, als einsam besitzen.» Sie ist vorne dabei im Verdichten mit Häusern fürs Mehrgenerationen-Wohnen, Wohnen mit und ohne Kinder, Brachen-Wohnen, Cluster-Wohnen, Hallen-Wohnen. Mit dem Durchflechten von Privat, Halbprivat und Öffentlich.

Wir haben den IGLU der Stadt als Baurecht abgerungen. Die Stadt redet mit, wie was zu gehen hat, und kassierte einen kleinen Baurechtszins. Das Ob, Wie und Überhaupt der Verdichtung hängt wie alles Planen und Bauen vom Eigentum ab. Wer darüber verfügt, sagt, wie es geht. Und je mehr Land eine Stadt oder Gemeinde hat, desto mehr kann sie die Verdichtung vorturnen und gestalten. Es ist aber nicht so, dass nur Stadt- oder Gemeindebesitz gut zu verdichten imstande ist, es gibt etliche gute Beispiele privater Bauherrschaften, aber den Ton für die gute Verdichtungsmusik geben zurzeit die grossen öffentlichen Besitzer an, die Städte, die grossen Genossenschaften.

Und schau ich auf die letzten dreissig Jahre, so bin ich bin auch trostlos über die Wohnbauproduktion in der Verdichtungsschweiz. Die Bauleute können so vieles heute, Grundrisse ausnutzen bis zum letzten Quadratzentimeter, hohen Komfort bieten, riesige Fenster bauen, Wohnungen abdichten, bis sie keinen Schnauf mehr tun. Aber es ist noch nicht gelungen, aus den Verdichtungserfahrungen von mir und meinesgleichen Bilder zu machen und Projekte zu entwickeln, die weit in die Gesellschaft hinausreichen – in die Agglomerationen, in den ländlichen Raum, gar nach Graubünden. Ich bin aber auch getröstet, denn die Rede von der Verdichtung ist noch neu, und nichts braucht so viel Zeit wie die Veränderungen von Sitten und Bräuchen und deren Umsetzung in Bauten.



Zeichnung vom Fläscher Garten

Nach langen Jahren im Unterland mit viel Genuss im verdichteten Wohnen wohne ich seit einem Dutzend Jahren wieder im Kanton Graubünden – schon die Zuckerbäcker im 18. und 19. Jahrhundert hielten es so: Unsereins kehrt aufs Alter heim. So wohne ich in einem verträumten, steinalten Haus aus der Familie. Kalt- und Warmwasser habe ich, ein Kachelofen als Heizung reicht fürs ganze Haus, im Winter wohne ich eng, im Sommer weit. Vier Zimmer, vier Keller, einen grossen Gang, eine Steintreppe und rund um mich ein Paradiesgarten. Feigen- und Kakibaum, Zwetschgen- und Apfelbaum, der viel älter ist als ich, und ein riesengrosser, nicht mehr gebrauchter Stall. Sie sehen: Ich bin ein Wasserprediger und Weintrinker. Erheblich mehr leiste ich mir aufs Alter als die 30 Quadratmeter. Und um meine Verdichtungs-Verderbnis voll zu machen – meine Luci hat ihre Wohnung in Zürich, wo ich auch oft bin. Kleinlaut noch, bevor Sie mich gänzlich verwerfen: Ich habe kein Auto und kein Velo, bin vor 15 Jahren letztmals geflogen. Ich esse Schaf aus dem Stall meiner Nachbarin, Wild aus der Bündner Hochjagd und trinke Wein vorzüglich von meinen Fläscher Weinbauern-Nachbarn.

So, fertig privatisiert nun. Mein Raumverschleiss ist natürlich strukturell befördert, er hängt mit einer Dynamik zusammen, die jede Verdichtung Lügen straft. Sie begann sich in meiner Jugend zu entfalten und braust weiterhin voran. Der Fuss der Alpen und der ländliche Raum weit herum sind über die Strasse und die Eisenbahn mit den Städten gross und klein verbunden worden. Sie wurden ihre Vororte bis hinauf ins Domleschg, Prättigau und die Surselva. Um 6.30 Uhr morgens steige ich in meinem Nachbardorf Bad Ragaz in den Zug, lese die Zeitungen und schaue in den werdenden Morgen; eine gute Stunde später sitze ich schon an meinem Pult in der Redaktion von Hochparterre in Zürich. Wäre Direktor Keller zu Fuss in seine Fabrik gegangen, er hätte nicht länger gehabt. Um 22.12 Uhr steige ich in Zürich in den Zug und träume in den Abend hinein. In Landquart wartet der Rufbus auf mich. Um Mitternacht bin ich zu Hause. Oder ich bleibe gleich dort, verbunden mit Hochparterre via Computer. Der technische Ausbau und die

Verkehrsgunst als Landes- und Alpenplanung prägen heute das Bebauen und Besiedeln der Schweiz. Sie sind das Benzin der Zersiedelung und Entdichtung.



Köbi Gantenbein im Garten

So komme ich zum letzten Zwischenhalt. Die Schweiz hat in den letzten siebzig Jahren für die Zersiedelung nicht nur attraktive Bilder erfunden, sie hat meiner Generation nicht nur exquisiten Komfort geboten, sondern sie hat für diese Bilder und ihren Komfort handfeste und eindrückliche Infrastrukturen gebaut. Wir sind Weltmeister in Bus, Tram und Eisenbahn; auf der Strasse sind wir noch besser – in der Schweiz gibt es ein Nationalstrassenprogramm von vierzig Milliarden Franken, und viele Milliarden für die Eisenbahn sind gerüstet; mein Kanton Graubünden verbaut jedes Jahr 160 Millionen in die Kantonsstrassen, in meinem Dörflein Fläsch packt der Gemeinderat jede Möglichkeit, Strassen auszubauen. Und wir müssen ihm dann mit einer Koalition aus Bauern, violetten und grünen Menschen in die Parade fahren. Ab und zu erfolgreich. Kurz – der Ausbau des Landes wird vorangetrieben, als wären dessen Raum und Landschaft endlos und ewig. Und die Zersiedelung ein Naturgesetz. Dieser Ausbau aber ist das Gift für jede Verdichtung. Darum muss, wer Verdichtung will, den Ausbau der Strassen und Eisenbahnlinien radikal stoppen, ja zurückbauen.



Apfelbaum beim Altersheim

Ich denke nun langsam an meine letzte Wohnung. Neulich sass ich im Altersheim von Jenaz im Zimmer, das ich mir vorgemerkt habe: Es liegt im dritten Stock und schaut, wie die Abendsonne hinter dem Furrerberg verschwindet. Ihr zuschauend werde ich – in sagen wir dreissig Jahren – meine Biografie abschliessen. Und hinübertäppeln zum Zimmer meiner Luci. Es wird mit einer Türe meinem verbunden sein. Wir werden eine Flasche Fläscher Blauburgunder öffnen und auf den Apfelbaum mit den mildsüssen Boskop hinunterblicken. Er steht auf dem Land meines Vaters. Unter diesem Baum spielte ich als Büblein, zu Besuch aus dem Engadin bei Nani und Eni. Das Zimmer misst gut 20

Quadratmeter – ein stattlicher Fortschritt zum Anspruch an meine erste Wohnung in Samedan, erheblich weniger als in Malans seinerzeit und nun in meinem Fläscher Paradies. Doch nehme ich das grossartige Fumoir, den prächtigen Garten, die grossen Gänge fürs Spazieren im Haus, den schönen Speisesaal und die Kapelle dazu, so kommt es in etwa dem nahe, was ich fordere – verdichten heisst, jeder und jede bei uns lebt gut auf und mit 30 Quadratmetern. Nicht im Durchschnitt, sondern als Höchstmarke.

Und richtig dicht wird es dann ein paar Jahre später im Fichtensarg, ausgelegt mit roten und weissen Rosenblättern.

ZUM AUTOR

Köbi Gantenbein ist Verleger von Hochparterre und Präsident der Kulturkommission des Kantons Graubünden. Er lebt und arbeitet in Fläsch und Zürich. gantenbein@hochparterre.ch